

"...ich habe damals im Oktober 1994 (...) eine Lehrerin in der Scharmuetzelsee-Schule in der Hohenstaufenstrasse (die fruehere 12. Volksschule, auf der ich von 1928 bis 1932 war) kennengelernt. (...) Ich bin seitdem mit ihr und den anderen Lehrern und Lehrerinnen in Kontakt und war in in der Lage, etwas zu der Geschichte dieser Schule beizutragen. (...)

Die Kinder hatten Anfang des Jahres ein Projekt ueber Juden im Bayerischen Viertel, besonders ueber fruehere Schueler ihrer Schule. (...) Ich bin froh, dass sie jetzt etwas aus der Vergangenheit lernen, was wohl vor nicht zu langer Zeit nicht der Fall war. - (...)

Ich war schon mehrere Male seit dem Krieg in Berlin, aber der Mai 1995 war ein Erlebnis, das mir immer in Erinnerung bleiben wird."

H. Peter Paisley in einem Brief vom 19. Juli 1995 an das Kunstant Schoeneberg

Wie es zu diesem Album kam

"Ich habe es immer bedauert, keine laengere Schulzeit vielleicht auch kein Universitaetsstudium absolviert zu haben", schrieb mir H. Peter Paisley in einem Brief vom 1. November 1994.

Das Naziregime verwehrte dem juedischen Schueler Herbert Peiser ab 1938 die entsprechende Schul- und Berufsausbildung. Stattdessen wurde er in den kommenden Jahren zu einer unfreiwilligen Odyssee durch Belgien, Frankreich und Nordafrika gezwungen, wobei er in den verschiedenen Lagern unmenschlichen Bedingungen ausgesetzt war. Notgedrungen musste er dabei auch mehrere Male seinen Namen aendern: aus dem Geburtsnamen Herbert Peiser wurde in der franzoesischen Fremdenlegion Leon Piron. Als er im Maerz 1943 nach Schottland kam, trug er wieder seinen Geburtsnamen. In England trat

er in die britische Armee ein. Auf Anraten der Militaerbehoerden aenderte er seinen Namen in H. Peter Paisley, um im Falle einer Gefangennahme durch die deutschen Kriegsgegner geschuetzt zu sein.

Ich lernte H. Peter Paisley 1994 kennen. Eine weitere Begegnung fand im Fruehjahr 1995 statt, als er zusammen mit seiner Frau Joan in Berlin weilte. Beide waren im Rahmen des "Emigrantenprogramms" einer Einladung des Senats von Berlin gefolgt. Dabei traf H. P. Paisley auch einen alten Klassenkameraden, Helmut Kallmann, wieder.

Bei einem Besuch der beiden Freunde in ihrer ehemaligen 12. Volksschule in der Hohenstaufenstrasse 49 (der heutigen Scharmuetzelsee-Grundschule) und bei weiteren Ausfluegen zur Moorlake und nach Lindwerder fuehrten wir interessante Gespraechе und kamen uns persoendlich naeher. Waehrend Helmut Kallmann zahlreiche Erinnerungen aus der damaligen Schulzeit erzaehlte, hielt sich H. Peter Paisley eher zurueck. Seine Frau Joan vertraute mir an, dass es ihrem Mann schwer fiel, ueber die Vergangenheit zu sprechen. Zu tief saessen die Wunden der erzwungenen Emigration mit den schrecklichen Erlebnissen.

Als H. Peter Paisley zurueck in England war, begannen er und ich per Post und E-Mail Gedanken auszutauschen. Nach und nach teilte er mir Erinnerungen mit, die ich mit seinem Einverstaendnis zum Teil fuer die Schulchronik verwenden und an Schueler und Schuelerinnen weitergeben durfte.

Ein grosse Ueberraschung bereitete mir H. Peter Paisley mit der Uebersendung seiner schriftlichen Aufzeichnungen "LOOKING BACK - BUT NOT IN ANGER", die er auch in England in Magazinen der Oeffentlichkeit vorgestellt hatte. Der Entschluss, seine Erinnerungen zu dokumentieren, noetigte mir groessten Respekt ab.

Seit Beginn des Jahres 2011 begannen wir beide mit einer Ueberarbeitung des Textes unter Einbeziehung von Fotos und anderen persoentlichen Unterlagen, um ein biografisches Album von H. Peter Paisley fuer die Ausstellung "Wir waren

Nachbarn" herzustellen. Das war nur moeglich, weil ueber die Jahre ein Vertrauensverhaeltnis gewachsen war.

Helga Lehmann

Blick zurück – doch nicht im Zorn

Die Geschichte von einem, der dem Holocaust knapp entronnen ist.

Diese Geschichte ist eigentlich für meine Kinder gedacht, die mich seit Jahren bitten, die traumatischen Erlebnisse meiner Jugend aufzuschreiben. Man hat mich auch gebeten, über dasselbe Thema einen Artikel für das AJEB-Magazin zu verfassen. Also entschloss ich mich, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Aber es dauerte, vom Ende des Zweiten Weltkrieges aus gesehen, noch 50 Jahre, bis ich meine Erlebnisse aufschrieb. Dazu muss ich sagen, dass mir das aus verschiedenen persönlichen Gründen nicht leicht fiel. Fairerweise sollte ich hinzufügen, dass meine Abneigung, über meine Jugend zu reden, oder gar zu schreiben, nach und nach schwand. Mir wurde immer mehr bewusst, dass meine Informationen dazu beitragen könnten, eine Wiederholung dieser schrecklichen Ereignisse auszuschließen. Ich hielt auch vor mehreren Zweigstellen von Rotary International und Probus eine Reihe von Vorträgen.



Mein Geburtsname ist Herbert Peiser. Ich wurde am zweiten Weihnachtsfeiertag 1921 im Haus Hohenstaufenstraße 56 in Berlin-Schöneberg geboren. Das Haus steht heute nicht mehr und hat eine große Lücke hinterlassen.

Keine zehn Gehminuten von unserer Wohnung entfernt befand sich schon damals das Rathaus Schöneberg. Dort wurde meine Geburt angemeldet.

(1962 hielt John F. Kennedy vor dem Rathaus seine berühmte Rede mit den Worten „Ich bin ein Berliner“. Der Rathausplatz ist später nach ihm benannt worden.)

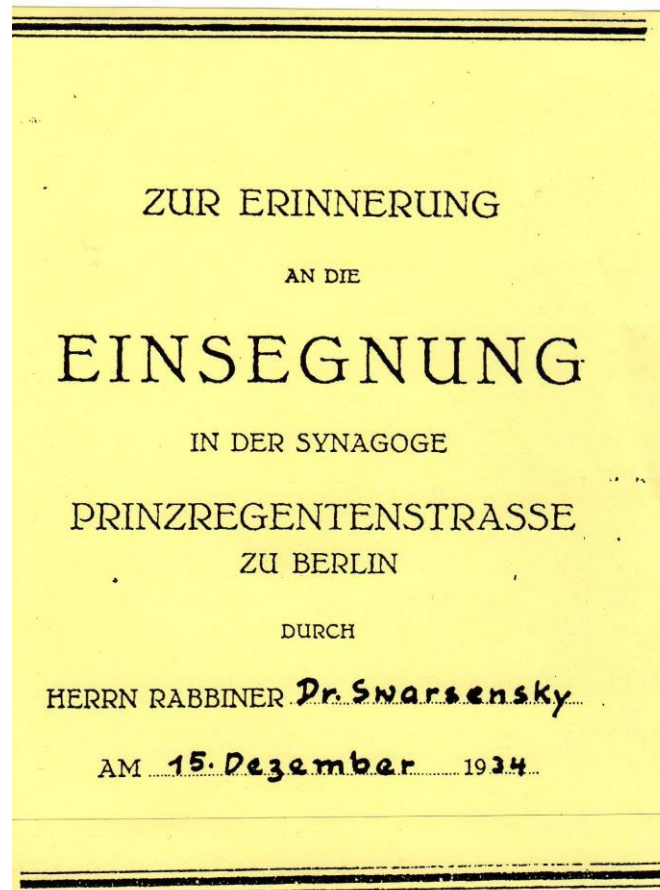
Ich bin der Sohn einer nicht-orthodoxen jüdischen Familie, die die hohen Feste, zum Beispiel Neujahr und das Versöhnungsfest (Jom Kippur) einhielt, es aber ansonsten für ebenso wichtig hielt, deutsch wie jüdisch zu sein. So stellten wir Weihnachten einen Baum auf und erhielten von unseren Eltern kleine Geschenke.

Ich ging auch in die Synagoge in der Prinzregentenstraße, die als liberale Synagoge galt.

Sie wurde 1930 eingeweiht und die Feierlichkeiten konnten im Radio verfolgt werden. Auch meine Einsegnung fand in dieser Synagoge statt. Dazu hatten meine Eltern einige Freunde und Verwandte zum Essen eingeladen.

Die folgende Kopie zeigt die erste Seite eines Dokumentes, das mir der Rabbiner Dr. Manfred Swarsensky überreicht hatte.





Von 1933 bis Anfang 1935 war ich im Chor der Synagoge in der Münchener Straße.

Sie wurde im Zweiten Weltkrieg beschädigt und 1956 abgerissen. Ein Gedenkstein erinnert an das jüdische Gotteshaus.

Nun möchte ich einen Blick auf meine Vorfahren werfen:
Mein Großvater mütterlicherseits, Emil Michaelis, von Beruf Kaufmann, emigrierte nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 nach Südafrika und wurde damit eine Art Pionier. Er siedelte sich in einem kleinen Dorf im damaligen „Orange Free State“, nicht weit von Kimberley an, wo er einen Laden für die örtlichen Bauern eröffnete. Später wagte er sich noch etwas weiter ins Land hinein und gründete zusammen mit einem Partner, der aus einer Hugenottenfamilie stammte, ein Salztagebau-Bergwerk, das bis ungefähr 1960 im

Familienbesitz blieb. Ein Abkömmling des Partners wurde übrigens in den 1980er Jahren Mitglied der südafrikanischen Regierung. Mein Großvater kehrte 1881 nach Deutschland zurück, um zu heiraten. Ich weiß nicht, ob dies eine arrangierte Hochzeit war oder das Ergebnis echten Umwerbens.



Der obere Teil der Heiratsurkunde

Zusammen mit seiner Frau Selma Michaelis, geborene Berliner, zog er wieder nach Südafrika. Es war sicherlich kein geringes Wagnis für eine junge Frau, in eine ungewisse Zukunft und in ein fremdes, weit entferntes Land zu reisen.

Alle ihre sechs Kinder brachte meine Großmutter in Südafrika zur Welt. Ihre vier Töchter, darunter auch meine Mutter, schickten sie vor ihrem zehnten Lebensjahr zur Erziehung nach Deutschland, wo sie blieben und schließlich heirateten.

Mein Großvater und seine beiden Söhne waren Anhänger der Buren und, soweit ich weiß, während des Burenkriegs einige Zeit bei den Briten interniert.

Meine Großeltern väterlicherseits waren der Kaufmann Henschel Peiser und seine Ehefrau Dorothea Peiser, geborene Hamburger.



Mein Vater als Soldat im 1. Weltkrieg

Mein Vater, Philipp Peiser, wurde im damaligen Westpreußen, dem späteren Polnischen Korridor, im Jahre 1876 geboren. Seine Familie lebte in Lissa, einer kleinen Stadt, aus der auch Leo Baeck stammte. Baeck war das Oberhaupt der Jüdischen Gemeinde in Deutschland während der kritischen Phase der Dreißiger- und Vierzigerjahre. Er war ein guter Freund der Familie meines Vaters.

Von Beruf war mein Vater Kaufmann. Er nahm als deutscher Soldat am Ersten Weltkrieg teil und wurde an verschiedenen Fronten eingesetzt. Zum Glück überstand er den Krieg, ohne dass er verwundet wurde. Auf dem Foto trägt er die damalige Uniform.

Meine Mutter, Elise Peiser geborene

Michaelis, hatte ihren ersten Ehemann im Ersten Weltkrieg verloren und heiratete 1920 meinen Vater.

Wie alle jüdischen Menschen litten meine Eltern furchtbar unter dem Nazi-Regime. 1938, kurz vor der „Kristallnacht“ flohen sie nach Norditalien/Meran. Als dort ebenfalls judenfeindliche Gesetze erlassen wurden, mussten sie erneut fliehen.

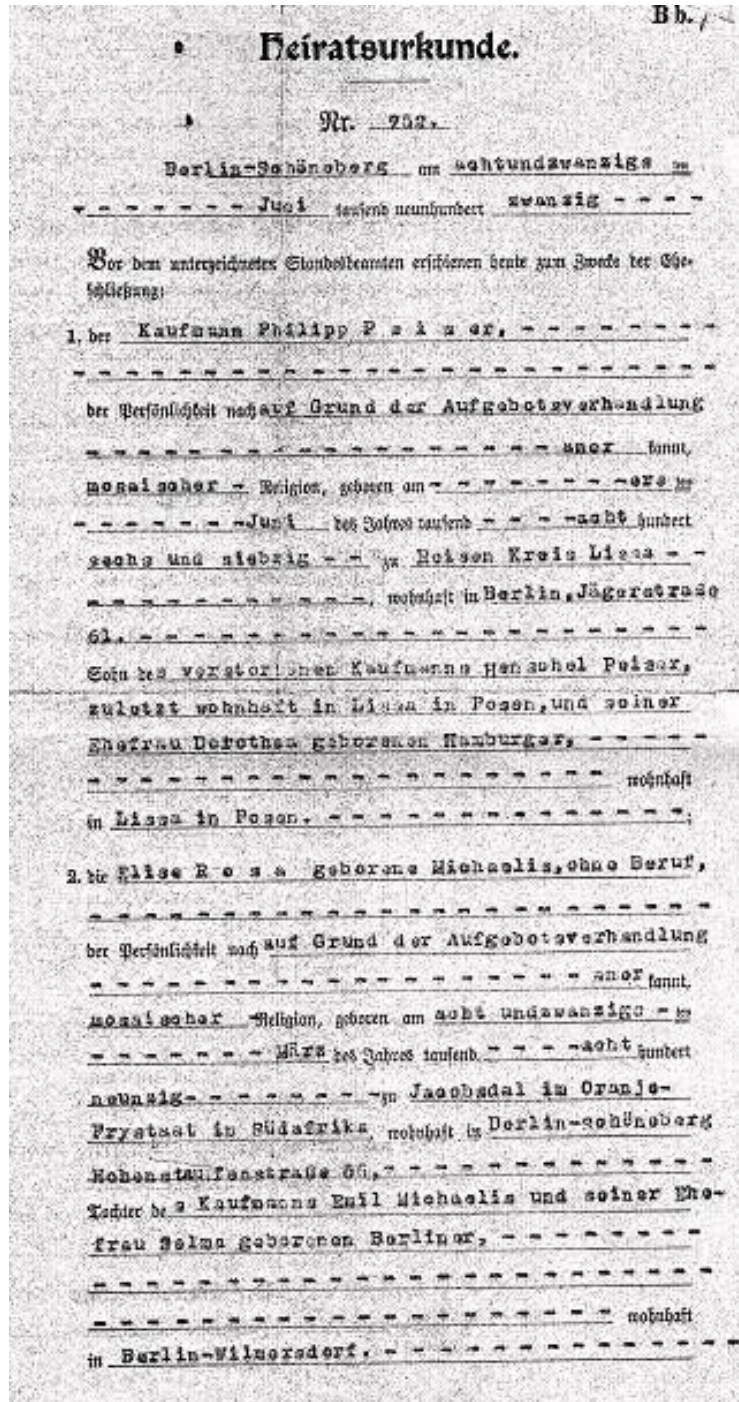
Meine Mutter wollte in ihr Geburtsland Südafrika auswandern und verließ im August 1939 mit dem Schiff Genua. Als der Zweite Weltkrieg im September ausbrach, musste das Schiff umkehren. Mein Vater hatte damals für Südafrika keine Einreiseerlaubnis erhalten und versuchte illegal nach Frankreich zu gelangen, was ihm aber misslang.

Auf abenteuerlichen Wegen fanden meine Eltern doch noch zueinander und emigrierten 1940 nach Palästina. Nach Beendigung des Krieges konnten sie sich in Südafrika eine neue Existenz aufbauen.



Meine Eltern 1937 in Meran

Sie lebten, wie mein Bruder Hans, der bereits 1935 ausgewandert war, und andere Verwandten, in Johannesburg. Dort besuchte ich sie öfters. Sie sind dort im Alter von 95 und 96 Jahren gestorben.



Die Heiratsurkunde meiner Eltern

Zurück zu meinem Lebenslauf:

Vor meiner Schulzeit besuchte ich den Kindergarten des Lette-Vereins am Viktoria-Luise-Platz. In diesem Kindergarten spielten jüdische und christliche Kinder friedlich miteinander.

Ein Höhepunkt dieser Kindergartenzeit war der Besuch des Königs von Afghanistan, Amanullah Khan, der sich in Berlin soziale Einrichtungen anschaute. Das war meine einzige Begegnung mit einem König! Einige Zeit war ich auch in einem hebräischen Kindergarten. Davon existiert ein Foto in dem Buch „Orte des Erinnerns“, Band 2, S.97. Dort stehe ich in der hinteren Reihe ganz links.

Das hier abgebildete Foto aus dem Jahre 1927 zeigt einen privaten Kindergarten. Ich bin der Junge, der vor der Erzieherin sitzt.



1928 war mein Einschulungsjahr. Ich kam in die 12. Volksschule in der Hohenstufenstraße. Am ersten Schultag gab es keine Feier. Unsere Namen wurden aufgerufen und anschließend erhielten wir unsere Schultüten. Als ich meine Schultüte auspackte, war mein Kummer groß, denn sie enthielt zur Hälfte Holzwole. Immerhin befanden sich im oberen Teil Süßigkeiten. Das Einschulungsfoto wurde in der Nähe unserer Wohnung, in der Lindauer Straße 12, aufgenommen.

Meine Schulzeit in der 12. Volksschule betrug vier Jahre. Während dieser Zeit war Herr Oppermann mein Klassenlehrer.

Er zeigte sich stets geduldig und konnte interessant unterrichten. Unter anderem brachte er uns Jungen zuerst die Sütterlinschrift und später auch die lateinische Schrift bei. Manchem „Lausejungen“ gab er Hiebe mit dem Stock, aber den damaligen „Züchtigungsmaßnahmen“

entsprechend war er ein milder Lehrer. Eines Tages brachte Herr Oppermann ein Grammophon mit in den Unterricht. Es musste noch mit der Hand bedient werden. Wir hörten „Solvejgs Lied“ aus dem Orchesterwerk von Peer Gynt. Dieses Lied berührte mich tief und trug dazu bei, dass in mir das Interesse für Musik geweckt wurde.

Gern denke ich an die Dampferausflüge zurück, die Herr Oppermann mit uns durchführte. Ein Ausflug führte nach Rauchfangwerder.

Ich bin meinem Volksschullehrer noch heute sehr dankbar, denn er hatte uns mit seinem Wissen und seiner menschlichen Art gut auf das Leben vorbereitet.

Das Klassenfoto aus dem Jahr 1928 zeigt unsere Volksschulklasse 8b (die achte Klasse entsprach der heutigen ersten Klasse) mit unserem Lehrer Herrn Oppermann. Wir waren damals 37 Jungen, zwölf davon waren jüdische Schüler. Wegen der unterschiedlichen Religionszugehörigkeiten gab es in der Klasse keinerlei Konflikte.

Auf dem Bild stehe ich in der dritten Reihe (dritter Schüler von rechts aus gesehen). Rechts neben mir sieht man meinen Freund Helmut Kallmann, den ich nach dem Zweiten Weltkrieg wiedertraf.

Er musste ein schweres Schicksal erleiden: Seine Eltern und seine Schwester wurden von den Nazis in Konzentrationslagern umgebracht. In der zweiten Reihe von unten, der dritte Junge von links ist Eugen Senger, dessen Mutter ein Blumengeschäft in der Motzstraße besaß und dessen Vater ein meist arbeitsloser Schauspieler war. Eugen ist angeblich am ersten Tag des Krieges gegen Polen als Offizier gefallen. Er war der intelligenteste Schüler der Klasse.



In derselben Reihe sitzt Klaus Presser. Er ist der zweite Junge von rechts. Er wanderte nach England und später nach Israel aus.



In dem Gebäude unserer Volksschule war auch die 13. Volksschule, eine Schule für Mädchen, untergebracht. Wir nannten die Mädchen scherzhaft „Gummipuppen“, während sie uns als „Zinnsoldaten“ bezeichneten. Der Eingang zur Jungenschule lag, vom Schulhof aus gesehen, auf der linken Seite, während die Mädchen den rechten Eingang benutzten. In der Mitte des Gebäudes war eine Hilfsschule untergebracht.

Heute beherbergt das gesamte Gebäude die Scharmützelsee-Grundschule.

Während mein sieben Jahre älterer Bruder Hans nach der Grundschulzeit das Hohenzollern-Gymnasium in der Martin-Luther-Straße besuchte, wechselte ich 1932 zum Werner-Siemens-Gymnasium in der Münchener- Ecke Hohenstaufenstraße. Etwa 50% der Schülerschaft war jüdisch und ich kann mich nicht an judenfeindliche Übergriffe innerhalb der Schule erinnern. Aber außerhalb der Schule nahm die Diskriminierung jüdischer Menschen immer größere Ausmaße an, sodass zahlreiche Familien emigrierten oder zu jüdischen Schulen

wechselten. 1935 wurde das Gymnasium wegen „Schülermangels“ geschlossen

Heute heißt die Schule Georg-von-Giesche-Schule.

Als der Bürgermeister von Schöneberg in den frühen 1990er Jahren eine Gedenktafel (siehe Abbildung rechts) am Eingang des Gebäudes enthüllte, war ich als einer der wenigen überlebenden Ehemaligen zu dieser Zeremonie eingeladen.



Wie bereits erwähnt, breitete sich der Antisemitismus immer rascher aus. Die Verfolgung von all jenen, die das Regime ablehnten, einschließlich vor allem der Juden, setzte ein. Diese Situation verschlechterte sich zunehmend und erbarmungslos.



Ich als Schüler in Malmedy 1935

Deshalb schickten mich meine Eltern Anfang 1935 nach Malmedy in Belgien, wo ich zur Schule ging.

Man kennt vielleicht Eupen-Malmedy, ein Gebiet mit wechselhafter, doch interessanter Geschichte, das sich von Aachen im Norden bis zum Großherzogtum Luxemburg im Süden erstreckt. Dort begannen die Deutschen im Dezember 1944 die Ardennenoffensive (auch als „Von Rundstedt Offensive“ oder „Battle of the Bulge“ bekannt), ihre letzte Offensive im zweiten Weltkrieg. (80 amerikanische Kriegsgefangene wurden in Malmedy von SS-Truppen erschossen, was 1946 zu einem

Kriegsverbrecherprozess im ehemaligen Konzentrationslager Dachau in der Nähe von München führte. All dies ist äußerst detailliert im Internet unter „das Massaker von Malmedy“ dokumentiert.)

Nur am Rande: Dieses Gebiet wurde 1815 nach dem Wiener Kongress von Preußen annektiert, wohl als Gegenleistung dafür, dass Preußen Wellington bei der Schlacht von Waterloo unterstützt hatte, und es blieb deutsch bis nach dem Ersten Weltkrieg. 1925 wurde es im „Vertrag von Locarno“ (Stresemann) an Belgien zurückgegeben, bis die Deutschen

es 1940 erneut annektierten und sogleich zwei Briefmarken herausgaben, auf denen die beiden Städte jeweils zu sehen waren mit der Inschrift „Eupen-Malmedy wieder deutsch“. Eine von ihnen zeigt meine Schule, die sich neben der Kathedrale befindet. Wer kann wohl von sich behaupten, seine Schule sei auf einer Briefmarke zu sehen?

Malmedy war damals zweisprachig, und wenn man das Wallonische hinzunahm, das mehr ist, als nur ein französischer Dialekt, und das ich nie richtig lernte, dann war es sogar dreisprachig. Deutsch ist übrigens neben Flämisch und Französisch immer noch eine der offiziellen Sprachen in Belgien.

Im Unterricht wurde eine Mischung aus Französisch und Deutsch gesprochen, mit zunehmender Tendenz zum Französischen, das ich nach sechs Monaten mitsamt dem belgischen Akzent beherrschte. Dieser Umstand sollte mir später das Leben retten.

Anfangs war ich recht unglücklich, denn die Bedingungen in der Pension, in der ich lebte, waren ziemlich einfach, und mein Heimweh verschlimmerte meine Lage noch mehr. Als ich nach einigen Monaten, zu einem Lehrer zog, ging es mir besser.



Mit meinem ältesten Sohn besuchte ich 2004 die Schule in Malmedy

In den Ferien fuhr ich immer heim nach Berlin. Im Sommer 1937 verließ ich die Schule im Alter von 15 ½ Jahren (ohne viel gelernt zu haben, und das meiste davon habe ich verges-

sen!).

Ich ging nach Verviers, dem Zentrum der belgischen Wollindustrie, nicht weit von Aachen entfernt, auch Aix-la-Chapelle genannt. Ich begann eine Lehre im Wollhandel, aber die Arbeit bereitete mir wenig Spaß.

1938 zog es mich nach Brüssel und ich begann Brauereiwesen zu studieren. Das kam meinen Neigungen eher entgegen (nicht nur des Bieres wegen!).

Am 10. Mai 1940 in der Frühe brach meine Welt zusammen, als die Deutschen mit der Bombardierung von Brüssel begannen. Es war eher eine milde Bombardierung, nicht zu vergleichen mit dem „Londoner Blitz“. Ein paar Stunden später erschienen Gendarme und holten mich ab mit den Worten: „Sie brauchen nicht viel mitzunehmen, Sie kommen bald wieder zurück.“ (Es dauerte sechs Jahre, bis ich Brüssel wieder sah, dann aber in britischer Uniform!).

Wie viele andere in einer ähnlichen Situation wurde ich als feindlicher Ausländer angesehen, einer von der „fünften Kolonne“. (Ich habe mich immer gefragt, was es mit den anderen vier Kolonnen auf sich hatte, bis ein Freund mir erklärte, dass der Ausdruck während des Spanischen Bürgerkrieges 1936-1939 von einem der Generäle Francos geprägt wurde, dessen Truppen eine spanische Stadt belagerten. Er sagte, er habe vier Kolonnen außerhalb der Stadt, um sie einzunehmen, und eine fünfte, innerhalb, um die „Eroberung zu erleichtern“. Dies nur als kleine Zusatzinformation!)

Wir, hundert andere und ich, wurden am Pfingstwochenende 1940 in eine Schule eingeliefert, in der wir zwei Tage und Nächte blieben. Am Sonntag wurden wir zu einem Brüsseler Vorortbahnhof gebracht und in Güterwagen geschoben, auf denen stand, sie seien für „40 Personen oder 10 Pferde“. Wir aber waren 40 Personen UND 10 Pferde!

Ich erspare mir die Einzelheiten; im Zusammenhang mit anderen Transporten dieser Art hat man gewiss darüber gelesen. Niemand wusste so recht, wohin wir fahren. Nach dem Sonnenstand zu urteilen ging es in südliche Richtung. Die sanitären Bedingungen, der Durst und der Hunger quälten uns. Tagsüber waren wir der Sonnenhitze und nachts heftiger Kälte ausgesetzt.

Nach wer weiß wie vielen Tagen hielt der Zug, die Türen wurden entriegelt, und wir erhielten Eimer mit dem ersehnten Wasser. Ich weiß noch genau, dass ich irgendwoher einen Filzhut bekam, der mit Wasser gefüllt war, und ich trank daraus wie ein Rind. Niemals davor und danach hatte mir Wasser besser geschmeckt.

Ich weiß nicht, wie lang der Alptraum dauerte. Schließlich gelangten wir in ein Lager bei Limoges im Südwesten von Frankreich. Nach einigen Tagen wurden 500 von uns, diesmal in anständigen Eisenbahnwagen, in ein anderes Lager gebracht, das von senegalesischen Soldaten unter französischer Aufsicht bewacht wurde. Die Bedingungen waren etwas besser, aber immer noch hart: Wenig Essen, kaum Wasser, und schlafen mussten wir auf Betonfußböden mit ein wenig Stroh.

Nach unbestimmter Zeit ging die „Reise“ weiter, diesmal nach Südosten ans Mittelmeer zum Fuß der Pyrenäen, nahe der spanischen Grenze

südlich von Perpignan. Immer noch hielt man uns für Mitglieder der fünften Kolonne. Als wir in Lastwagen vom Bahnhof zum Lager gebracht wurden, bewarfen uns Einwohner unterwegs mit Steinen und Dreck.

Wir befanden uns nun in St. Cyprien (zum Nachlesen im Internet), einem Lager, das für die flüchtende republikanische Armee Spaniens am Ende des Bürgerkriegs eingerichtet worden war. Wir hausten in primitiven Holzbaracken und schliefen auf Sandfußböden mit Stroh. Das Essen bestand hauptsächlich aus einer dünnen Suppe mit ein paar Fettaguen und etwas Brot. *Viel Hunger gab's und wenig Brot* (Entschuldigen Sie, Herr Umland!).

Die sanitären Einrichtungen waren fürchterlich. Wenn der Wind aus der falschen Richtung kam, dann stank es erheblich. Das Beste an der Örtlichkeit war, dass sie nach einer Seite hin zum Mittelmeerstrand offen war. Das sicherte die körperliche Reinlichkeit. Da niemand beim Verlassen Belgiens Badebekleidung mitgenommen hatte, ein unglückseliges und unverzeihliches Versäumnis, wurde der Strand zu einem riesigen Nudistencamp, wenn auch leider ohne weibliche Internierte!

Es war Juni 1940, und niemand wusste etwas über die Kriegslage. Es grassierten alle möglichen Gerüchte, bis eine im wahrsten Sinne des Wortes kostbare Zeitung ihren Weg ins Lager fand. Glücklicherweise (was sich später als falsch herausstellen sollte) waren wir im unbesetzten Vichy-Frankreich, aber dennoch, wie wir zwei Jahre später erfahren sollten, keineswegs in Sicherheit.

Bis Oktober blieben wir in dem Lager – heute ist St. Cyprien ein beliebter Ferienort – und wurden dann ins berühmte Lager Gurs gebracht, über das im Internet Details nachzulesen sind. Es liegt im Département Hautes Pyrénées (heute Pyrénées Atlantiques). Dort waren die Bedingungen noch viel schlechter. Verglichen



2004 besuchte ich Gurs.
Die Schienen und die
Baracke symbolisieren
das damalige Lager.

damit kam uns St. Cyprien wie ein luxuriöses Ferienlager vor. Das Lager von Gurs war von Menschen überfüllt. Das ganze Gebiet glich einem Schlammsee.

Wasser, Nahrung und Bekleidung waren ständig knapp. In den Jahren 1940/41 starben 800 Internierte an Seuchen, darunter auch Typhus und Ruhr.

So war das im unbesetzten Vichy-Frankreich!

Insgesamt wurden 27.000 Juden bis zum Sommer 1942 durch Gurs geschleust. Wir lebten im Dreck mit wenig Essen und vielen Läusen. Später kamen Juden aller Altersgruppen hinzu, die von den Deutschen aus Südwestdeutschland deportiert worden waren.

Viele der alten Leute starben in Gurs. Eine große Anzahl wurde später zunächst nach Drancy bei Paris gebracht, einem Sammellager für die Deportation in den Osten, wie es Sebastian Faulks lebendig und dramatisch in dem Buch „Charlotte Gray“ beschreibt.



Auch mein guter Freund Fritz Gumpert musste ein schweres Schicksal erleiden. Er wurde 1890 in Berlin geboren und war im Ersten Weltkrieg Soldat.

Wir trafen uns 1938 in Brüssel und zogen zusammen in eine Wohnung. Als uns die Belgier im Mai 1940 als Deutsche (sic) abholten, wurden wir zusammen in verschiedenen Lagern interniert. Fritz hatte das Pech 1942 erst nach Drancy bei Paris und dann nach Auschwitz deportiert zu werden. Trotz seines Alters wurde er dort zur Arbeit abkommandiert.

Er überlebte das schreckliche Lager und wurde am 27.1.1945 von den Russen befreit und in ein russisches Lazarett eingeliefert. Nach und nach erholte er sich und zog später nach Berlin. Er lebte in der Nähe des Kurfürstendamms.

Durch eine Cousine von ihm, die in London lebte, erfuhr ich von seiner neuen Existenz. Wir trafen uns mehrere Male in England und ich besuchte ihn auch zweimal in Berlin.

Er starb Anfang der Siebziger Jahre. Für mich war er ein guter und treuer Freund, der viel gelitten hatte. Da er ca. 30 Jahre älter war als ich, konnte ich viel von ihm lernen.

Ich hatte im Frühjahr 1941 Glück, denn ich wurde mit 20 Jahren einer Fremdarbeiterkolonne im Département Lot & Garonne zugeteilt. Dort gestattete man uns ein wenig Freiheit und wir fanden bessere Verhältnisse und bessere Verpflegung vor. Wir wurden mit unterschiedlichen Aufgaben beschäftigt, keine davon bedeutete Knochenarbeit. Ich übersetzte deutsche Artikel aus Schweizer Zeitungen ins Französische, und zwar für den Kommandanten. Er war Hauptmann der französischen kolonialen Infanterie, ein freundlicher Mensch, der, wie sich später herausstellte, ein wenig zu freundlich war...

Wenn man bedenkt, was andere durchmachen mussten, so war es kein schlechtes Leben. Wir waren in einem Schloss untergebracht



Ich als
Fremdarbeiter
in Südfrankreich
1942

(Tombebouc bei Ste Livrade sur Lot), wobei das Wort Schloss ein vornehmer Ausdruck für eine uralte, wenn auch noch bewohnbare Ruine war. Ich wurde zum „Vaguemestre“ befördert, also zu einem besseren Briefträger, und fuhr zweimal am Tag mit dem Fahrrad in die nächste Stadt, um die Post zu holen. Das gab mir ein wenig Freiheit und die Gelegenheit, mit den Franzosen in Kontakt zu kommen, von denen einige meine Freunde wurden und später geblieben sind. Ich besuchte sie mit meiner Familie nach dem Krieg noch längere Zeit.

Wir konnten auch in der Gegend umherstreifen, um Lebensmittel zu organisieren, mit denen wir unsere schmalen Rationen aufbesserten. Dieses Leben führten wir weiter bis zum August 1942, genauer dem 19. August, an dem Tag des schicksalhaften Überfalls der Briten und Kanadier auf Dieppe.

Gerüchteweise erfuhren wir, dass wir alle in den Osten deportiert werden sollten. Ich floh zusammen mit ein paar Freunden und wir campierten im Wald. Wir beschlossen mit der Bahn nach Marseille zu fahren und dort der französischen Fremdenlegion beizutreten. Ein Freund, Guy Mansbach, der im Büro der Organisation arbeitete, beschaffte gefälschte Papiere für sich und für mich. Wir beschlossen, den Zug weit vor Marseille zu verlassen, denn wir waren viel zu viele, und die Chancen, dass die Legion uns alle annahm, erschienen uns äußerst gering.

Uns beiden gelang die Reise bis zu den Alpen, und nach einer Reihe von Abenteuern, über die ich hier nicht im Einzelnen berichte, weil das den Rahmen sprengen würde, entschieden wir uns, nachts über die Berge in die Schweiz zu fliehen. Wir scheiterten kläglich, was sich im Nachhinein als Glück herausstellte, denn die Schweiz lieferte damals alle Flüchtlinge an Deutschland und Frankreich aus. Für uns hätte das die sichere Deportation in den Osten bedeutet.

Mein Freund und ich trennten uns aus verschiedenen Gründen, und jeder ging seinen eigenen Weg. (Er überlebte, und ich traf ihn 1946 in Brüssel wieder, aber bald darauf starb er.)

Ich schlug mich nach Lyon durch und traf dort zufällig ein paar Freunde, die ebenfalls geflohen waren.

Es war die Zeit des Klaus Barbie, des „Schlächters von Lyon“, was ich damals nicht wusste und erst später in England erfuhr.

Barbie floh später nach Bolivien, wurde aber in den 80ern an Frankreich ausgeliefert, dort zu lebenslanger Freiheitsstrafe verurteilt und starb in der Haft. Seine Gerichtsverhandlung bedeutete eine Blamage für die Franzosen, da sie auch die todbringende Politik öffentlich machte, die die Vichy-Regierung von Marshal Petain während des Krieges eingeschlagen hatte, angeführt von den beiden berüchtigten Führungskräften Pierre Laval und Admiral Darlan. (Deren Schicksale endeten erbärmlich. Ersterer wurde zum Tode verurteilt und von einem Exekutionskommando der „Nach-Vichy-Regierung“ hingerichtet, letzterer wurde in Algier 1942 am Heiligabend ermordet.)

Ich schmiedete verschiedene Pläne, wie ich der Deportation entgehen könnte. Die einzige Lösung erschien mir schließlich, der französischen Fremdenlegion beizutreten. Meine Leser und Leserinnen haben sicherlich von der Fremdenlegion gehört und vielleicht sogar P.C. Wrens „Beau Geste“ gelesen, eine romantische Erzählung über das Leben in der französischen Fremdenlegion. Glaubt ihm kein Wort!

Die Fremdenlegion wurde 1831 vom französischen König Louis Philippe gegründet und besteht ausschließlich aus Freiwilligen im Alter von 18 bis 40 Jahren mit oder ohne Identitätsnachweis. Die Legion nahm an den meisten Kriegen teil, die von den Franzosen seither überall in Afrika, Asien und Europa geführt wurden. Sie war stark an der Befriedung Marokkos und Algeriens beteiligt und kämpfte 1940 in Narvik im Norden von Norwegen. Auch bei den Schlachten in Bir Hakeim und El Alamein wurden Fremdenlegionäre eingesetzt.

Ein außergewöhnliches Ereignis war die Schlacht von Dien Bien Phu in Indochina im Jahr 1954, wo die Franzosen eine erniedrigende Niederlage erlitten.

Die französische Fremdenlegion wurde in der Vergangenheit sehr stark romantisiert, aber die Realität sieht wesentlich anders aus.

Die Legion bestand hauptsächlich aus Männern, die sich dem Gesetz in ihrem Heimatland entziehen wollten, aber zu meiner Zeit waren dort auch viele, die vor politischer und rassistischer Verfolgung flohen, ebenso eine große Anzahl von Franzosen, die des einen oder anderen Verbrechens schuldig waren. Das Hauptquartier der Legion war ursprünglich in Sidi bel Abbes in Algerien, aber in Folge des algerischen Unabhängigkeitskriegs in den Sechzigern wurde es zunächst nach Korsika verlegt, dann nach Südfrankreich und schließlich nach Französisch Guyana.

Während des Zweiten Weltkriegs traten viele politisch und religiös Verfolgte bei, ein Umstand, der das kriminelle Element etwas abschwächte. Die Unteroffiziere aber waren immer noch Bestandteil der alten Garde, manche von ihnen mit perversen Zügen.

Dank meines perfekten belgischen Französisch trug man mich unter falschem Namen als Belgier ein. Als Leon Piron schickte man mich zum Hauptdepot nach Marseille, wo ich nach der medizinischen Untersuchung angenommen wurde. Ich musste mich für fünf Jahre verpflichten, aber fünf Jahre Freiheitsentzug sind immer noch besser als der Tod in der Gaskammer.

Ende September marschierte eine Gruppe von uns am Hafen von Marseille auf, wo wir unter den Augen eines halben Dutzends deutscher

Offiziere von Mitgliedern der Waffenstillstandskommission überprüft wurden, bevor wir nach Nordafrika übersetzten. Wir kamen in Oran in Algerien an und wurden ein Stück landeinwärts zum Hauptquartier der Legion in Sidi-bel-Abes, kurz danach zu der gottverlassenen Garnisonsstadt Saida im Süden gebracht.

Ich könnte ein Buch darüber schreiben, doch hier sage ich nur, dass wir einem brutalen Infanteriedrill unterzogen wurden. Zunächst rasierte man uns die Köpfe kahl, was damals als sehr demütigend empfunden wurde. (Heutzutage ist es anscheinend modisch!)

Einige NCOs (Unteroffiziere) hatten eine sadistische Ader, und ich habe erwachsene Männer vor physischem und seelischem Schmerz heulen sehen.

Ich musste einmal mit anderen zusammen einige Gefangene nach Colomb Bechar am Rande der Sahara zu einem Strafbataillon bringen, und dieses Erlebnis hat mir die Augen geöffnet. Doch ich ließ mir nichts zu Schulden kommen und nahm das Leben wie es kam, glücklich, dem Holocaust entronnen zu sein.

Es war außerordentliches Glück gewesen, dass ich kurz vor der Invasion der Alliierten (Operation Fackel) 1942 nach Nordafrika kam. Bis dahin unterstanden wir der französischen Vichy-Regierung. Aber sobald die Invasion abgeschlossen war, kamen wir unter den Befehl des Generals de Gaulle, des Freien Frankreichs und der Alliierten.

In Nordafrika ging der Krieg immer weiter und Montgomerys Armee erreichte Tunesien im Osten. Die Situation im Westen war kritischer. Dort hatten es die Amerikaner ziemlich schwer und erlitten große Verluste in den Kämpfen um den Casserine Pass. Das war die Feuertaufe der Amerikaner im Westen. Die Franzosen schickten Verstärkung, und unsere Rotte wurde auch auf das Eingreifen vorbereitet.

Im März 1943 jedoch, nach der Konferenz von Casablanca, einigte sich die belgische Exilregierung mit dem freien Frankreich, dass alle Belgier, die als politisch oder rassistisch Verfolgte in die Legion eingetreten waren, nach England gebracht und der dortigen belgischen Armee einverleibt werden sollten. Das betraf mich natürlich auch, und wir wurden von den Amerikanern (die hatten nämlich alle Lastwagen) nach Mers-el-Kebir gebracht, dem algerischen Hafen, der in die Geschichte einging als Ort, wo Churchill 1940 die französische Flotte von den Briten hatte versenken lassen, damit sie nicht in deutsche Hände fiel. Dabei wurden 1300 französische Seeleute getötet. Die Aufbauten der versenkten Kriegsschiffe ragten immer noch aus dem Wasser und boten einen trostlosen Anblick.

Wir kamen auf ein britisches Schiff, steuerten zunächst Gibraltar an und gelangten anschließend im Zickzackkurs nach Glasgow in Schottland. Die Fahrt hatte etwa eine Woche gedauert. An den Iden des März (15.März) kamen wir an.

Das Passieren der Immigrationsbehörde war der Augenblick der Wahrheit. Ich gab meine wirkliche Identität preis und wurde sofort herausgenommen. Ich sollte zwecks weiterer Nachforschung nach London gebracht werden, doch zunächst bekam ich zu essen, die erste anständige Mahlzeit nach drei Jahren!!! Ich muss sagen, die Polizei war sehr freundlich und verständnisvoll. Natürlich sprach ich damals kaum ein Wort Englisch (was ich mit den Schotten gemeinsam hatte!), aber irgendwie verständigten wir uns.

Ich wurde unter Begleitung mit dem Nachtzug nach Kings Cross in London gebracht und dann mit dem Taxi durch die Stadt befördert. Dort sah ich erstmals die Verwüstung, die die deutschen Bomben angerichtet hatten. Ich kam in ein Internierungslager (mal wieder!) in der Oratory School in Chelsea, die Schule, in die übrigens Tony Blair seine Söhne geschickt hat. Die Internierung erwies sich allerdings als eine Art Urlaub: Ordentliches Essen, gute Unterbringung und nicht zuletzt menschliche Behandlung, was nach drei Jahren Brüllens und Herumkommandierens eine Wohltat war.

Bei den anschließenden Verhören konnte ich meine Behauptungen belegen.

Nach zwei Wochen dieses zufriedenen Lebens teilte man mir offiziell mit, dass ich ein freier Mann sei und könne, wenn ich wolle, den Streitkräften seiner Majestät beitreten. Zufällig war es der 1. April 1943. Ich wurde zu einem Rekrutierungsbüro in der Euston Road in London gebracht, wo ich König George VI. in französischer Sprache die Treue schwor, denn auf Englisch konnte ich es nicht.

Ich erhielt einen Eisenbahngutschein und fuhr von Kings Cross nach Bradford. Dort kam ich zum Pioneer Corps, dem Elitecorps und der Crème de la Crème der britischen Armee (das ist wohl ironisch gemeint – *Die Übersetzer*).

Dort traf ich eine ganze Anzahl von Jungs aus Deutschland und Österreich, was mir unendlich dabei half zu verstehen, was um mich herum vorging. Zunächst gab es eine Grundausbildung; die hatte ich in Algerien bereits hinter mich gebracht, aber verglichen mit der Legion, war das ein Ferienlager wie bei den Pfadfindern.

Das Wichtigste für mich war, Englisch zu lernen und allmählich gelang es mir wenigstens zu verstehen, was man mir sagte.

Nach ein paar Wochen wurden wir in Northampton stationiert, wo ich mit einigen anderen Kameraden Bombenschutt von Eisenbahnwaggons in Lastwagen schaufeln musste, und zwar in dem stattlichen Anwesen von Castle Ashby.

Im Herbst 1943 änderte sich die Politik der Regierung, was die Behandlung von Leuten wie uns betraf. Man hatte dort allmählich eingesehen, dass wir nicht der Abschaum der Menschheit waren, sondern einen positiven Beitrag im Krieg leisten könnten. Schließlich gestattete man uns, ja man drängte uns sogar, einer Kampftruppe der britischen Armee beizutreten. Fast alle taten das auch.

Ich entschied mich für das Panzercorps und wurde umgehend zu einem Eignungstest nach Croydon geschickt. Einige Wochen später teilte man mich einem Trainingsregiment in Farnborough in Hampshire zu, direkt neben dem Flugplatz, wo wir täglich Düsenflugzeuge zu Gesicht bekamen, die damals noch auf der Geheimliste standen.

Ich wurde zum Funker und Artilleristen ausgebildet, denn jeder muszt zwei verschiedene Aufgaben erfüllen können, damit wir notfalls ausgewechselt werden konnten.

Diese Ausbildung fand ich äußerst interessant. Wir lernten auch das Führen aller möglichen Fahrzeuge, und das stellte sich später als nützlich heraus, denn ich brauchte nie einen Führerschein zu machen. Die Ausbildung ging in Catterick, dem „Venedig des Nordens“, und in Barnhard Castle in Durham, weiter. Allen Leute, auch mir, wurde offiziell von den Militärbehörden geraten, unsere deutsch klingenden Namen zu ändern. Das war eine weise Vorsichtsmaßnahme für den Fall, dass wir von den Deutschen gefangen genommen werden würden. Ich habe mich dem vorschriftsmäßig gefügt.

Im Juli 1944 wurde ich einer Panzerbrigade bei Newmarket zugeteilt, dicht bei dem Fliegerstützpunkt Mildenhall mit seinem lebhaften Verkehr von Lancasters und Flying Fortresses.

Anfang 1945 wurde ein deutsches Kriegsgefangenenlager in Newmarket eingerichtet, und die Insassen wurden mit dem Bau von Straßen in unserem Lager beschäftigt. Ich fungierte als Dolmetscher, hatte viel zu tun



Ich als britischer Soldat 1945

und brauchte keinen niederen Arbeiten nachzugehen.

Am 8. Mai 1945 kam das Kriegsende heran, und die Armee führte verschiedene Bildungsprogramme ein. Wie erwartet, wurde ich dazu bestimmt, einer Anzahl von Unteroffizieren Deutschunterricht zu geben. Nun bedeutet die Fähigkeit, eine Sprache fließend zu sprechen, nicht, dass man sie deshalb auch unterrichten kann, doch ich tat, was ich konnte, und es erwies sich als gute geistige Übung.

Damals wurde viel darüber geredet, man werde in den fernen Osten geschickt, wo der Krieg noch immer tobte. Im Juli 1945 bekam ich meinen Marschbefehl. Weil dieser nur mich allein betraf, nahm ich an, ich würde zu einer Dolmetschertätigkeit nach Deutschland geschickt. Dies erwies sich nur als teilweise richtig, denn mein Bestimmungsort war nicht Deutschland, sondern Norwegen.

Zunächst kam ich zur Rennbahn von Kempton Park in der Umgebung von London, wo ich Leute in ähnlicher Lage traf, alle des Deutschen mächtig. Man teilte uns in drei Einheiten zu je zwölf Mann, unter dem Befehl eines Hauptmanns und eines Unteroffiziers, ein. Eine Woche lang wohnten wir dort unter den Terrassen. Zugleich war das ein Sammelpunkt für höhere deutsche Offiziere, von wo sie zu PoW-Lagern (Kriegsgefangenen-Lagern – *die Übersetzer*) gebracht wurden. Wir sollten zu den Alliierten Streitkräften Norwegen stoßen, die aus britischen und amerikanischen Einheiten bestanden. Unsere Aufgabe sollte es sein, die deutschen Kriegsgefangenen in ganz Süd-Norwegen zu untersuchen und ihre Aussagen zu dokumentieren. Sie saßen in ihren eigenen Lagern fest und mussten sich selbst versorgen.

Schließlich ging es nach Shepherds Grove, einen der vielen Royal Airforce – Stützpunkte in Ostengland, wo jedes Team einen Stirling-Bomber bestieg und im Verband nach Oslo flog. Das war mein allererster Flug. Oslo war ein Paradies für militärisches Personal. Die Deutschen hatten ausgezeichnete Einrichtungen für ihre Streitkräfte eingerichtet, zum Beispiel etwas, das dem britischen NAAFI (oder dem amerikanischen PX – *Anmerkung der Übersetzer*) entsprach und mit allen möglichen Delikatessen in fester und flüssiger Form aufwartete, Dingen, die wir jahrelang nicht gesehen, geschweige denn bekommen hatten.

Nach ein paar Tagen, in denen wir in einer Schule wohnten und die Stadt besichtigten, wurden wir zu einem Ort weiter nördlich nahe der schwedischen Grenze gebracht, wohin die norwegische Regierung während der deutschen Invasion im April 1940 evakuiert worden war.



Wir nahmen unsere Mahlzeiten bei einer amerikanischen Einheit ein, was eine tolle Erfahrung war – wir hatten seit Jahren nicht so gut gegessen. Wir arbeiteten in einem Kriegsgefangenenlager, wo wir die Gefangenen registrierten, während norwegische Offiziere sie überprüften. Das taten wir in mehreren Lagern in Südnorwegen, und schließlich wurden wir in Mandal stationiert, einer Stadt an der Südspitze Norwegens in der Nähe von Kristiansand. Dort hatten die Deutschen einen Flugplatz errichtet, dessen

Unterkünfte nun als riesiges Kriegsgefangenenlager benutzt wurde.

Unser Verhältnis zu den Deutschen war einigermaßen gut, aber nicht allzu freundlich. Sie hatten erkannt, dass sie den Krieg verloren hatten, und alles, was sie wollten, war heimzukehren. Sie erwiesen sich als kooperativ und machten uns die Arbeit leicht.

Zugegeben: es war ein gutes Leben. Da wir eine kleine Einheit unter dem Befehl nur eines Offiziers waren, herrschte keine strikte militärische Disziplin. Die Unterkünfte und die Verpflegung waren gut und wir hatten ziemlich viel Freizeit und Freiheit. Das Leben in der kleinen Stadt war wieder wie in Friedenszeiten.

Wir lernten norwegische Mädchen kennen, die uns zu Hause ihren Familien vorstellten. Wir fühlten uns überall sehr willkommen.

Die Norweger hatten fünf Jahre lang die deutsche Besetzung ausgehalten, und wir galten als Befreier.

Während des gesamten Krieges habe ich nicht einen einzigen Schuss im Ernstfall abgegeben. Und siehe da, etwa ein Jahr später, als ich wieder in Großbritannien war, schickte man mir eine Urkunde, auf meinen Namen ausgestellt, mit der man mir für meine Beteiligung an der Befreiung Norwegens dankte. Unterzeichnet ist die Urkunde von dem damaligen Kronprinzen und späteren König Olaf.

Ihr lacht vielleicht darüber. Doch ich besitze sie noch, und meine Kinder können sie ihren Kindern zeigen und ihnen erklären, was für ein Held ihr Vorfahr war!

Kurz danach wurde unser Sergeant entlassen, und ich wurde seine vorübergehende Vertretung, aber ohne Solderhöhung. Anfang Dezember war unser Auftrag erledigt, und wir kehrten nach Oslo zurück, von wo aus wir auf einem Truppentransporter nach Leith (Hafen von Edinburgh in Schottland) fuhren.

Fast alle fanden es schade, dass dieses angenehme Zwischenspiel in unserem Soldatenleben vorbei war. Die meisten von uns wurden noch nicht entlassen, und das bedeutete die Rückkehr zu einer Einheit, um die restliche Zeit abzudienen.

Von Leith aus wurden wir in ein Durchgangslager in der Nähe von St. Neots in Bedfordshire gebracht. Über Weihnachten hatten wir Urlaub, und danach kam ich wieder zu einer Panzereinheit nach – na, ratet mal! – Catterick, das ich nur allzu gut kannte – eine bedrohliche Aussicht.

Auf der Bahnfahrt musste ich drei Streifen abtrennen, zugegeben, ein gewisser Abstieg, und ich gehörte wieder zum Fußvolk. Doch mein Schutzengel hatte wohl auf mich achtgegeben, denn nur wenige Tage später wurde ich als Dolmetscher in ein PoW-Lager (Kriegsgefangenen-Lager – *die Übersetzer*) in Lincolnshire in Ostengland befohlen. Es war eines von vielen überall in Großbritannien, und dort waren etwa 2000 Deutsche, von denen sich die meisten für landwirtschaftliche Arbeiten gemeldet hatten.

Es gab Zweigstellen, und die örtlichen Bauern waren mit den Gefangenen, die bei ihnen arbeiteten, vertraut. Ich war ziemlich beschäftigt. Vieles war zwar Routine, doch es gab zwischendurch Gelegenheit für interessante Dinge, wenn ich zum Beispiel mit dem Lagerkommandanten, einem Oberst, zu Zweigstellen fuhr, wo häufig Inspektionen durchgeführt wurden. Mehrere Male musste ich auch bei Kriegsgerichtsverhandlungen dolmetschen, wenn der Angeklagte ein deutscher Gefangener war. Stets war die Anklage – vornehm ausgedrückt – unrechtmäßige Fraternisierung mit englischen Mädchen.

Nach einer Probezeit wurde ich zum diensthabenden Serganten befördert, eine Stellung, die vor mir ein Leutnant innegehabt hatte.

Ein Ereignis aus dieser Zeit muss erwähnt werden, weil es eine gewisse Auswirkung auf meine Zukunft hatte:

Eines Tages wurde ich zu einem Bauern gerufen, der deutsche Gefangene beschäftigte. Er beklagte sich, sie seien in Streik getreten. Der Auftrag passte mir zu diesem Zeitpunkt ganz schlecht, doch ich nahm mein Motorrad und fuhr hin.

Ein etwa zwanzigjähriges Mädchen öffnete die Tür, und man erklärte mir, die Deutschen hätten in einem entfernt gelegenen Feld die Geräte hingelegt.

Mit dem Motorrad konnte ich nicht zu der Stelle fahren und so musste ich das letzte Stück zu Fuß über schmutzige Äcker laufen.

Das Mädchen machte irgendeine spöttische Bemerkung darüber und meinte, dass ich nun zur Abwechslung meine Beine benutzen müsste. Natürlich führte das zu gegenseitiger Abneigung auf den ersten Blick.

Aber wie das Schicksal so spielt: Zufällig trafen wir uns einige Zeit später wieder und kamen ins Gespräch. Die ursprünglich gegenseitige Ablehnung schwand allmählich dahin und verwandelte sich in etwas ganz anderes!

Noch während meiner Dienstzeit machte ich ihr einen Heiratsantrag – ausgerechnet per Telefon! Sie dachte, ich wollte sie auf den Arm nehmen. Da bat ich schließlich ihren Vater auf ganz altmodische Art um ihre Hand. Seine Antwort war „Danke“.

Im März 1947 wurde ich entlassen und wir heirateten im November 1948.



Im August 1998 feierten wir unsere Goldene Hochzeit





Im November 2008 begingen wir unsere Diamantene Hochzeit, also unseren 60. Hochzeitstag in der Gegenwart unserer drei Söhne, drei Schwiegertöchter und zwölf Enkel.

Sogar die Königin sandte Glückwünsche:



I am so pleased to know that you are celebrating your Diamond Wedding anniversary on 20th November, 2008. I send my congratulations and best wishes to you on such a special occasion.

A handwritten signature in cursive script, which appears to be "Elizabeth II", written in black ink.

Mr. and Mrs. Herbert Paisley

Wir waren 62 Jahre lang verheiratet.

So ist das Schicksal: Hätten die deutschen Kriegsgefangenen damals nicht gestreikt, hätte ich höchstwahrscheinlich jemand anderen geheiratet, und meine Zukunft wäre ganz anders verlaufen.

H. Peter Paisley